

So fing es an ...

Es war im Frühjahr 2006 in Spanien, in der Provinz Málaga.

Sancho wurde mit vier Wochen von seiner Mutter, der tapferen und wachsamem Schäferhündin Lina weggenommen. Die anderen sechs Welpen riss man ihr bereits einen Tag nach der Geburt von den Zitzen. So etwas geschah normalerweise zweimal im Jahr.

Beim ersten Mal wollte Lina ihre Neugeborenen verteidigen und zwickte ihren Besitzer in den Arm. Das hätte sie besser nicht tun sollen, denn dafür wurde sie mit einer Eisenstange halbtot geschlagen. Vielleicht gäbe es sie heute gar nicht mehr, hätte nicht die Frau des Hauses ihre kläglichen Hilfeschreie gehört und ihren wütenden Ehemann zurechtgewiesen.

So blieb Lina mit gebrochenem Herzen schwer verletzt, allein in ihrem Verlies zurück.

Was mit ihren damaligen fünf Welpen passierte, hat sie wohl nie erfahren.

Tagelang trauerte sie winselnd vor sich hin. Niemand nahm Notiz davon. Lina wäre ja vielleicht geflüchtet, jedoch die Kette an ihrem Hals machte es ihr unmöglich, mehr als drei Schritte in jede Richtung zu gehen.

Wie viele Tage und Nächte vergangen waren, wusste Lina nicht, sie wollte eigentlich nicht mehr weiterleben. Sie versuchte diese böse Welt zu vergessen.

Und doch verheilten ihre körperlichen Wunden und ihr Appetit kehrte langsam zurück.

Das zweite Mal versuchte sie zwar, ihre Kleinen im hintersten Winkel ihrer dürftigen Hütte zu verstecken, doch es nützte nichts.

Unbarmherzig klammerten sich die dicken Finger des Besitzers in das Fell der Welpen, an deren Bauch noch ein Stück der Nabelschnur hing, und die Kleinen landeten in einem Pappkarton.

Verstört und zutiefst betrübt blieb Lina wieder einmal allein zurück. Die Kette an ihrem Hals machte ihr jeglichen Versuch, ihre Neugeborenen zu retten, unmöglich.

Die nächsten Male bemühte sie sich gar nicht mehr, etwas zu unternehmen. Ihr Wille war gebrochen. Sie musste sich in ihr unvermeidliches Schicksal fügen und abwarten, bis die Milch versiegt und damit der Druckschmerz in ihren Zitzen nachließ.

Auch bei der letzten Geburt lief das traurige Ritual genauso ab wie immer. Doch als Lina erneut tieftraurig den Kopf auf ihre Pfoten legte und die Augen schloss, hörte sie ein leises Fiepen.

Sofort drehte sie sich um und bemerkte eines

ihrer Welpen in der Hütte. Aufmerksam, verwundert und zärtlich liebte sie den Kleinen, der sich an einer ihrer Zitzen festsaugte.

Als der Besitzer sich am nächsten Tag näherte, begann Lina am ganzen Leib zu zittern, befürchtend, er würde ihr auch ihr letztes Baby noch wegnehmen.

Doch dieser wunderte sich nur über seine Nachlässigkeit und im Einvernehmen mit seiner Frau wurde beschlossen, den Welpen nicht wegzuerwerfen.

So konnte sich Lina ganz ihrer Mutterpflicht widmen und Mutterglück empfinden.

Hingebungsvoll nährte und pflegte sie ihr Kind, welches sich wohlig an sie kuschelte.

Linus Leben hatte wieder einen Sinn bekommen und ihr Mut und ihre Wachsamkeit kehrten zurück.

An jenem Morgen, als sich Lina gerade mit dem kleinen Sancho – so wurde er von der vierzehnjährigen Tochter der Familie genannt – von den ersten Sonnenstrahlen erwärmen ließ, kam der Mann mit einer kleinen Kiste daher, hob Sancho hinein, drehte sich um, verschwand damit im Auto und fuhr davon. Lina schaute verzweifelt nach. Er war doch erst vier Wochen alt, der kleine Kerl.

Wie er auf der unbekanntenen Finca landete und was er danach erlebte, wird Sancho uns selbst erzählen.

Wo war ich?

Mensch war das ungemütlich, es nieselte und ich lag ganz allein auf dem Hof vor einem großen Haus.

Es war bereits Abend geworden und ich wusste nicht, wohin ich mich bewegen sollte, um Schutz und Geborgenheit zu finden.

Die Hauswand war glatt, da gab es keine Nische, in die ich mich flüchten hätte können. Oh Schreck, es regnete heftiger. Die Haustür öffnete sich und ein großer Mann trat heraus. Zum Glück bemerkte er mich, hob mich auf und legte mich in eine Ecke im Ziegenstall.

Das war aber auch eine Menge Tiere, die ich da zu Gesicht bekam, beinahe beängstigend.

Meine Ecke war etwas abgetrennt von diesen vielen Tieren.

Nur Stroh und Futtersäcke lagen um mich herum. Das Stroh war zu einem riesigen Stapel aufgetürmt. Unmöglich hätte ich da hochklettern können, um nicht auf dem kalten Boden liegen zu müssen.

Ich setzte mich auf, jedoch meine Füßchen und mein Popo berührten den Boden. Gut, ich war vor Regen geschützt, aber nicht vor der Kälte. Im Halbdunkeln wartete ich, was nun geschehen sollte.

Es kam mir wie eine Ewigkeit vor, bis eine Frau hereinkam und mir eine Schale mit Milch hinstellte.

Sofort streckte ich mein Schnäuzchen hinein. Huch! Die Milch gelangte in meine Nase. Klar, bei meiner Mama kam sie aus einer Zitze. Daran konnte ich saugen. Jetzt musste ich lernen, das Mäulchen zu öffnen und mit der Zunge zu lecken. Die Nase durfte ich auf keinen Fall eintauchen. Das war recht anstrengend und total ungewohnt.

Außerdem war die Milch kalt und nicht ganz so schmackhaft süß.

Ich verstand sowieso nicht, warum ich von meiner Mama weggebracht wurde. Hätte ich die Möglichkeit gehabt, wäre ich sofort losgelaufen und hätte mich mit meinen kurzen Beinchen gewaltig angestrengt, zu ihr zurück zu kommen.

Ich versuchte, mich etwas auszuruhen. Auf dem Boden rollte ich mich zu einer Kugel zusammen, um meine Körperwärme nicht zu verlieren.

Obwohl ich nicht weit von all den großen Tieren entfernt lag, fühlte ich mich allein und verlassen. Mir war kalt und ich fürchtete mich vor der Dunkelheit.

Jeden Tag brachte mir jemand eine Schale Milch.

Die Ziegen verließen manchmal den Stall.

Doch ich blieb an meinem Platz und wartete, bis sie zurückkamen.

Nachts weinte ich viel, doch das änderte nichts an meiner Situation.

Die Ziegen unterhielten sich oft, aber sie hatten eine andere Sprache, nicht die, die meine Mutter sprach.

Von draußen vernahm ich Laute, die denen meiner Mama sehr ähnlich waren. Es muss ein Verwandter von mir gewesen sein. Das gab mir ein wenig Sicherheit.

Mittlerweile veränderte sich meine Nahrung ein bisschen. In der Milch befanden sich weiche Brotstückchen. Ein Napf mit Wasser stand daneben. Soweit war ich versorgt.

Doch mir war stinklangweilig und ich war traurig. Manchmal gab ich jämmerliche Laute von mir, die aber niemand hörte. Ja, ein paar Ziegen hoben dann die Köpfe und drehten sich in meine Richtung. Mehr geschah nicht. Ich musste mich wohl an diesen Zustand gewöhnen. Ab und zu zupfte ich etwas an den untersten Strohballen. Um mir die Langeweile zu vertreiben sprang ich hin und her und zog auch an den Plastiksäcken, in denen sich das Ziegenfutter befand. Gerne hätte ich mich mit dem Hund draußen unterhalten oder mit ihm gespielt, doch die Tür trennte uns. Wir konnten uns nicht einmal sehen.

In dieser Eintönigkeit fristete ich mein

Dasein. Nach und nach verlor ich meine Zähnen. Es wuchsen mir neue, größere. Ich war überhaupt schon ganz schön gewachsen. Viel von der Welt hatte ich jedoch wirklich noch nicht gesehen.

Da, plötzlich ging die Tür auf und der Mann, der mich damals gefunden hatte, holte mich heraus, trug mich ein Stück weit zu einem anderen Haus. Dort wohnten andere Menschen. Diese besaßen eine Hütte. Eine Kette war nebenan an einer Wand befestigt. Mir wurde ein Halsband angelegt, welches mit der Kette verbunden wurde.

Als ich mir bewusst wurde, dass ich angebunden war, begann ich laut zu kreischen, zu zerren, zu hüpfen und wieder und wieder zu zerren. Die Menschen, die um mich herum standen, fanden mein Benehmen wohl reichlich lustig, denn sie lachten laut.

Als sie gegangen waren, versuchte ich immer noch, mich durch Zerren und Luftsprünge zu befreien.

Verzweifelt biss ich in die Kette, doch meine Zähne waren nicht stark genug, das Eisen zu zerbeißen. Nach langer erfolgloser Anstrengung wurde ich etwas müde. Erst da wurde ich mir meiner gemauerten Hütte bewusst. Sie sah aus wie ein kleines Haus und war geräumig genug, dass ich mich lang darin ausstrecken konnte.

Morgendämmerung

Mit den Worten: »Hallo Sancho, ich habe dir etwas mitgebracht«, kehrte Felix in der Morgendämmerung zurück. Er hatte wieder einmal ein kleines Kaninchen gefangen. Es kostete ihn Mühe, die doch recht schwere Beute an den Platz seiner Bestimmung zu transportieren.

»Sancho, schläfst du noch?«

Felix begann Sancho vorsichtig zu beschnupern, um ihn nicht zu erschrecken.

»Sancho!«, flüsterte er ihm ins Ohr.

Doch Sancho antwortete nicht. Er bewegte sich nicht und sein Brustkorb hob und senkte sich nicht, wie er es sonst immer im Atemrhythmus tat.

Seine Ohren und seine Schnauze waren kalt, sein Körper war noch warm. Doch das Leben war aus Sanchos Körper gewichen.

Der Moment war gekommen, auf den sich Felix lange vorbereitet hatte ...

Und doch hatte er nicht gerade in jenem Augenblick damit gerechnet.

Stumm und bewegungslos lag er da, sein Sancho, vor seiner Hütte, die Kette war gespannt ... Hatte er wohl versucht gehabt wegzulaufen?

»Jetzt hast du es geschafft, mein großer Freund. Du bist im Reich der Träume angekommen. Deine sterbliche Hülle und die Kette hast du hier gelassen. Genieß deine Freiheit! Endlich! Ich gönne es dir. Ich werde meine Aufgaben gut machen. Du wirst stolz auf mich sein. Und dann ... werde ich nachkommen.

Noch tut es sehr weh, aber ... mach dir keine Sorgen um mich. Ich werde es schaffen«, waren Felix' Abschiedsworte, bevor er sich aufmachte, um an Luisas Tor zu warten, bis sie herauskam.

»Was machst du denn hier, kleiner Kater?«, war Luisas erstaunte Frage. Felix versuchte sie durch Gesten auf das Geschehene aufmerksam zu machen. Immer wieder streifte

er um ihre Beine und flüsterte ein zartes, klägliches »Miaaaauu!« »Ist etwas passiert?«, sorgte sich Luisa.

Felix voraus, gingen sie los. Da stand sie vor dem leblosen Körper ihres geliebten Schäferhundes. Alles Rütteln und Schütteln war vergeblich. Er war steif geworden.

Er war tot.

»Ach mein Großer, es tut mir so leid«, liebevoll streichelte Luisa ihm über Schnauze und Rücken. Der anfängliche Schreck wich einem lauten Schluchzen.

So stürzte Luisa zurück ins Haus, wo ihre

Eltern noch am Frühstückstisch saßen. Unter dem Arm trug sie ihren schwarzen Kater.

»Liebe Zeit, Kind, was ist denn los?«, bestürzt schauten beide auf.

»Der Hund ... ist ... tot!«, schrie Luisa verzweifelt.

»Was, welcher Hund, was meinst du?«

»Mensch, ihr werdet doch wohl wissen, welchen Hund ich meine!«

»Nein, Kind, beruhige dich. Erzähl doch mal langsam, was passiert ist.«

»Was ist passiert?! ... Der Schäferhund ist gestorben. Und außerdem ist der Kater nun allein. Jetzt bin ich für ihn verantwortlich«, sprudelte alles auf einmal aus Luisa heraus.

Ihre Eltern saßen mit offenem Mund vor ihr und Felix, den sie immer noch fest im Arm hielt, entschlossen, ihn nie wieder herzugeben. Ein Strom von Krokodilstränen ergoss sich indessen über Felix Rücken.

»Aber Kind, du musst doch zur Schule«, mahnte die Mutter.

»Nein, heute bin ich krank. Ich gehe nicht!«, kurz und bestimmt war die Antwort von Luisa.

»Und wie stellst du dir das mit dem Kater vor?«, fragte ihr Vater.

»Ganz einfach. Ich kümmerge mich um ihn. Ihr werdet keine Arbeit mit ihm haben. Mein Taschengeld reicht für das Futter«, das war klar und deutlich.